

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 2

Artikel: Über alte Badespiele
Autor: Golowin, Sergius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über alte Badespiele

Von Sergius Golowin

Als wir Kinder waren, war noch Berns Stadtteil «Matte» für uns etwas wie eine verrufene und doch lockende Märchenwelt. Von den altertümlichen Häusern mit ihren vernachlässigten Treppen wusste man so der Spur nach, dass sie Schauplätze seltsamer Geschichten um eigenwilliges Menschenvolk darstellten. Man erzählte, dass die Leute dort unten einst eine von der übrigen Stadtbevölkerung ausgeschlossene Gemeinschaft bildeten, der man sogar ihre eigenen, der übrigen Welt unbekannten, geheimen Bräuche zutraute.

Die Schüler der entferntesten Quartiere glaubten ganz genau zu wissen, dass diese einstigen Aussenseiter unten am Aarebord, diese «Matte-Zigüner», eine eigene Mundart entwickelt hatten, die sie untereinander zusammenschloss und die für die übrigen Berner in den «mehr besseren» Stadtteilen vollständig unverständlich war. Es gab wohl keine Schule in der ganzen Gemeinde, in der nicht unternehmungslustige Buben nach dem Vorbild dieser sagenhaften Mätteler ihre nur innerhalb ihrer «Band» verständliche Sprache zu entwickeln versuchten und untereinander grundsätzlich nur «Jännisch tiiberten», also «Matten-Änglich redeten» – oder auch mit angeblich aus der Matte stammenden «Geheim-Zinggen» ihre Spickzettel für die Lehrer unverständlich machten.

Treppen zum Kultur-Untergrund

Geschichten, die mir später alte Leute aus ihrer Jugend berichteten, zeigten mir den einstigen Alltag im geschichtenumwobenen Stadtteil in weniger romantischem Glanze. Der Künstler Emil Zbinden, der selber seine Kindheit als echter Mätteler (Matte-Giel) verbrachte, erzählte mir, wie unfreundlich noch am Anfang unseres Jahrhunderts die Polizei mit der Jugend aus dem verrufenen Aare-Quartier umsprang: Zeigte sich diese zum Spiel ausserhalb von ihrem Heimatgebiet, so wurde sie sofort barsch aufmerksam gemacht, dass sie da gar nichts zu suchen habe...

Umgekehrt hat man mir mehr als ein-

mal versichert, dass die unzähligen, bei Correvon und andern bernischen Schriftstellern aufgeschriebenen Geschichten von «unheimlichen» Erscheinungen, die angeblich jene «Holz-Stägen», Treppen bevölkern, die von der «stolzen Stadt» in die Matte führen, aus ähnlich unfreundlichen Vorstellungen entstammen: Hatte man schon eine starke Abneigung, dass die Kinder des «verdächtigen Gesindels» aus den Häusern an der Aare unten die «eigentliche Stadt heimsuchen» und dort den Nachwuchs «verderben», so befürchtete man – sicher mit einiger Berechtigung! – dass dieser eigene Nachwuchs den Lockungen des «Jännischen Städtleins» verfallen. Also taten die besorgten Eltern alles, um die abenteuerlichen Wege zu dieser Märchenwelt am Flusse, eben diese noch heute vorhandenen und von Sagen umgebenen Holztreppen, tüchtig zu «tabuisieren».

Den Kindern, die noch zu unvoreingenommen waren, etwas ärmeren Menschen oder auch Menschen von etwas anderem Lebensstil zu fürchten und zu verachten, füllte man darum, fast bis in die unmittelbare Gegenwart, die Köpfe mit zweifelhaften Gruselgeschichten. Grässliche «Böllimannen», schwarze Kobolde mit leuchtenden Eulenaugen und mit Fledermausflügeln sollten die dunklen Ecken der Matten-Treppen bevölkern und die unartigen Kinder, die gegen alle Gebote der Eltern ihren Kameraden am Flusse einen Besuch abstatten wollten, zur Höhle des bösen Guggers entführen. Wir wollen jene besorgten Alten, die da ihre Jugend vor «schlechten Einflüssen» bewahren wollten und darum nicht zurückschreckten, sie in Ängste und Alpdrücke hineinzustossen, aus den Vorstellungen und Überlegungen ihrer Zeit und Gesellschaft zu begreifen suchen. Die Matte war nun einmal «anders»! Blickten auch die schmucken Herren und Damen aus den Patrizierhäusern an Herren- und Jungkernasse auf sie im wörtlichen Sinne «abe», hinab, so scheinen diese oft ziemlich rechtlosen Mätteler wiederum ihren eigenen Berner-Stolz beses-

sen zu haben: Bis in unsere Tage blieb die hier und da auch in Büchern niedergeschriebene Auffassung volkstümlich, «dass die Matte der Wohnort der ältesten und ersten Berner gewesen sei»: Lange bevor der unternehmungslustige Herzog von Zähringen seine stolze und feste Stadt errichten liess, habe am Ufer des Flusses, teils in urtümlichen Holzhütten und teils sogar in Höhlenlöchern des heutigen Stadt-felsens, ein Stamm von Fischern und Jägern gehaust.

Doch unabhängig von solchen in Sagen enthaltenen Wahrheiten und Chronisten-Märlein über die ersten «Ur-Berner» wurde die Matte bis in das 19. Jahrhundert hinein, «zumindest für gewisse verschwiegene Stunden zum eigentlichen Mittelpunkt der Hauptstadt».

Mochten die gnädigen Herren, die Ob rigkeit der alten bernischen Republik, in noch so gestrengen Mandaten die Sorge um die Moral ihrer gefügigen Untertanen ausdrücken, Tanzen und «Tubaken», auffällige Kleider und Unfug in Wirtschaften verbieten, in den dunklen Gassen der Matte hörte alle Folgerichtigkeit ihrer Gedankengänge auf.

Ratsherren im Zwiespalt

Noch zur Zeit des alten Bern, also noch vor dem Franzoseneinmarsch von 1798 und dem Ende der Patrizierherrlichkeit, beklagten sich Moralisten, wie sinnlos der Kampf um die Sittlichkeit war, den die Ratsherren führten, wenn diese gar nicht weit von dem ehrwürdigen Ratshause bereit waren, im Kreise des «verdächtigsten Gesindels» aus der Bahn ihrer eigenen Grundsätze auszubrechen. Verschiedene bernische Kenner alter Geschichten, so Wilhelm König und Hans Schwarz, überlieferten uns sehr anschauliche Sittenbildlein aus jener Zeit, die uns zeigen, wie «die Herren von Steiger» und andere Vertreter der regierenden Oberschicht zwischen den anstrengenden Sitzungen sich bei den schönen «Bademeitschi» in der Matte erholteten.

Entsetzt nannte D. Müslin in seiner

1798 erschienenen Schrift Bern «... die verdorbenste Stadt im deutschen Europa». In einem andern, ebenfalls in Bern selber (1796) erschienenen Buch wird empört festgestellt, dass man «manchen braven Vater selbst in der Schweiz kenne, der seinen Sohn um keinen Preis nach Bern würde gehen lassen, aus Furcht verdorben zu werden» – viel lieber und sorgloser sogar in die fernen Städte von Frankreich und Deutschland. Gerade diesem Verfasser verdanken wir auch sonst allerlei Angaben, die auf die «Gute Alte Zeit» unseres Landes sehr wichtige Streiflichter werfen: «Man sehe die Menge von zottigen Weidsprüchen, die abscheulichen Epigramme, Figuren und Schweinereien, die in allen (!) Schweizer-Wirtshäusern an den Mauern meist mit französischer Sprache hingesudelt und angeklext werden... In keinem (andern) Lande (!) findet man das so allgemein (!) und mutwillig.»

Bademädchen als Reiseziel

Diese trotz aller gestrengen, in ihrer Wirksamkeit teilweise offensichtlich überschätzten Verbote – auf entsprechendem volkskünstlerischen Hintergrunde! – gedeihenden erotischen Freiheiten waren es nicht zuletzt, die unser Land im 18. Jahrhundert zum Anziehungspol für einen Strom erlebnishungriger Abenteurer werden ließen.

Heinzmann bezeugt uns 1796: «Man hat mir auf meiner Reise erzählt, und ich der Beispiele viele gesehen, dass üppige Fremde bloss darum gewisse Orte unserer Schweiz gerne und oft bereisen, weil sie wegen der Libertinage sich etwas zu gut tun wollen, um ihren wilden Gelüsten zu folgen – wo die Gelegenheiten ihnen offen stehen...»

Der bekannteste dieser «üppigen», nur ihren «wilden Gelüsten» folgenden Reisenden war zweifellos Casanova – zumindest vollbrachte er die kulturgechichtlich anerkennenswerte Tat, seine entsprechenden Erlebnisse «im Hirtenparadies» nicht nur flüsternd weiterzuerzählen, sondern dank seinen

berühmten Memoiren auch für die staunende Nachwelt aufzubewahren. Schon der Anfang seines kostbaren Berichts über seine Matte-Abenteuer beginnt fast wie eine Einleitung in ein altes Märchen: «Ich kam auf eine Anhöhe, von wo meine Blicke über eine weite Landschaft schweiften, durch die ein kleiner Fluss sich schlängelte; ich bemerkte einen Fusspfad und bekam Lust, diesem entlang zu gehen. Er führte zu einer Art von Treppe. Ich stieg etwa hundert Stufen hinunter und fand einige vierzig Kabinette, die mir eine Art von Badestübchen zu sein schienen. Sie waren es in der Tat; denn während ich die Örtlichkeit betrachtete, kam ein Mann von höflichem Wesen auf mich zu und fragte mich, ob ich ein Bad nehmen wolle. Als ich bejahte, öffnete er eine der Kammern, und zugleich eilten eine Menge junge Mädchen auf mich zu. „Mein Herr“, sagte der Bademeister zu mir, „jedes dieser Mädchen strebt nach der Ehre, Sie im Bade zu bedienen; Sie brauchen nur zu wählen, mit einem kleinen Taler bezahlen Sie Bad, Mädchen und Kaffee.“»

Casanovas Schweiz

Casanova scheint dann die ganze Abfolge seiner Berner Erlebnisse fast wie ein kleines Wunder vorgekommen zu sein, das ihn, den grossen Kenner des damaligen «galanten» Europa zwang, einige grundsätzliche Überlegungen über das Wesen der Sittlichkeit anzustellen.

Das schöne Mädchen zog den Abenteurer und sich selber aus, stieg zu ihm ins Bad und wusch ihn dort auf die für ihn erfreulichste Art: «Als der Kaffee gekommen war, verliess sie es (das Bad) abermals, um ihn in Empfang zu nehmen; hierauf verschloss sie wieder die Tür, stieg ins Wasser zurück und hielt mir das Kaffeebrett, während ich meine Tasse leerte; als ich damit fertig war, blieb sie neben mir liegen.»

Der gute Casanova fühlte sich dabei offenbar sozusagen aus dem Kreis unserer Zivilisation und der Gesetzmässigkeiten ihrer Tugenden und Laster

entrückt – er selber deutet an, dass er sich als «Grosstürke», also wohl als der kaffeeschlürfende Besitzer eines orientalischen Harems, fühlte. Er, der berühmte Meistererotiker seiner Zeit, begann hier voller Staunen zu erkennen, wie verdrängt und verkrampt doch das ganze Sinnesleben seiner Gesellschaftsschicht sein musste. Das Mädchen, das ihn da bediente, war an Gesicht und Körper ausgesprochen schön: «Ausserdem war meine Schweißerin nur achtzehn Jahre alt; und trotzdem blieb ich völlig kalt. Woher kam dies? so fragte ich mich.

Velleicht davon, dass sie der Natur zu nahe stand, dass ihr nicht jene Anmut, jene Koketterie, jene kleinen Zierereien zu eigen waren, die die Frauen mit so viel Kunst anzuwenden wissen, um uns zu verführen! Vielleicht ist es auch, um unsere Sinne zu reizen, notwendig, dass wir die Schönheiten des Weibes hinter dem Schleier der Scham ahnen.»

Kurz, für den grossen Frauenverführer Casanova erschien diese Schweizer Erotik viel zu offen, natürlich, unmittelbar. Um sich leidenschaftlich verlieben zu können, um eine Frau richtig zu begehrn, brauchte er, genau wie die Masse seiner Zeitgenossen aus den auf ihre Bildung stolzen Oberschichten, möglichst viel und gründliche Verhüllungen des Leibs und dazu eine Menge mit viel Wissenschaft vorgespielter Koketterien.

Verwundert philosophierte also der Zeuge des sonst gern totgeschwiegenen hintergründigen Geschehens der Kultur des 18. Jahrhunderts in jenem Berner Bade: «Wir haben die Gewohnheit, uns zu bekleiden, und das Gesicht, das wir für alle Welt sichtbar lassen, hat für unsere volle Befriedigung am wenigsten Bedeutung; wie kommt es nun aber, dass das Gesicht die Hauptrolle spielt? Warum werden wir gerade durch das Gesicht verliebt? Warum beurteilen wir auf dieses einzige Anzeichen hin die Schönheit einer Frau, und warum verzeihen wir ihr, wenn die Teile, die sie verbirgt, mit ihrem hübschen Gesicht nicht in Einklang stehen?»

Casanova scheint da, eng an der Seite des hübschen Bademädchen, einer kulturgeschichtlichen Wahrheit sehr eng auf der Spur gewesen zu sein. Was die bernischen Moralisten des 18. Jahrhunderts als Zeichen der letzten Verderbnis und fast als Vorboten eines drohenden Weltuntergangs beklagten, erschien ihm, dem nur äusserlich zynischen Kenner der Bräuche aller europäischen Länder von damals, teilweise viel eher als erstaunlicher Überrest einer ursprünglichen, sonst fast überall untergegangenen Natürlichkeit.

Auch von andern Zeitgenossen, die das ganze Treiben in der Matte im übrigen tief beklagten, haben wir das erstaunliche Zeugnis, wie sehr doch diese Mädchen, ganz im Gegensatz zu den Dirnen der Grossstädte, noch eine gewisse ruhige Würde, ihr Selbstbewusstsein zu bewahren wussten. Schon aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir ebenfalls den wertvollen Hin-

weis, dass es sich hier offenbar um Frauen aus ländlichen Gegenden handelte, die in einer Welt der Kilter-Überlieferungen, also der ziemlich ungewöhnlichen, freien Umgangsbräuche zwischen den Geschlechtern aufgewachsen waren.

Der Betrieb in den Badstuben Berns, der in dem der unzähligen Bäder der dafür berühmten Schweiz vielfach seine Entsprachungen fand, bot damit den von der Prostitution der Städte und der Maitressenwirtschaft der Fürstenhöfe ermüdeten Europa-Reisenden des 18. Jahrhunderts etwas für sie verhältnismässig Neues: Die «Laster», die sie hier begehrten und auch in Hülle und Fülle fanden, waren eigentlich eher eine Art überlebte, in völlig gewandelte sittliche Werte hereinragende alte Tugenden.

Die aus ärmlichen Verhältnissen in den Dienst des Badelebens tretenden Mädchen fühlten sich in ihrer ganzen Verhaltensweise den Bräuchen ihrer

Volkskultur noch immer nahe und konnten darum kaum gewahr werden, wie ihre ganze Tätigkeit dank der sich verschiebenden wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr in die Nähe des käuflichen und verlogenen Dirnenwesens rückte.

Es war sicher heuchlerisch, dass dann vor allem das 19. und 20. Jahrhundert, also gerade jene Zeiten, die den Höhepunkt der widerlichsten, von jedem poetischen Beiwerk entkleideten Prostitution auf den Höhepunkt der «Entwicklung» treiben sollten, solche Tatsachen als «Flecken auf unserer nationalen Vergangenheit» aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen und damit totzuschweigen suchten.

Gerade aus den Nebenerscheinungen des Niederganges einer Kultur vermag der aufmerksame Betrachter deren Gesetzmässigkeiten, deren Sinn und auch die innere Grösse von deren Menschen zu erahnen.

Die sterbende Brücke

Es war an einem heissen Juninachmittag, zu der Stunde, da mit dem Längерwerden der Schatten die schweigende, reglose Glut sich hinüberwandelt in einen mildernden und zärtlicheren Abend. Der beissende Geruch des aufgeweichten Asphalt trat zurück hinter den Duft der Lindenblüten, der in warmen Wellen durch die Strasse wehte. Tiefblau und gegen das Violette hinspielend wölbt sich der Himmel über der Stadt.

Wir befanden uns auf dem Weg vom Aarebad in die Schule zurück. Es eilte uns nicht. Auf der Kirchenfeldbrücke blieben wir stehen. Eine Trambahn ratterte vorüber. Wir beobachteten das Erzittern der Brücke.

«Es verstärkt sich», stellte Fred fest.

Bruno lachte: «Retten wir uns ans andere Ufer, bevor sie zusammen-

fällt!»

«Eines Tages wird sie einstürzen», prophezeite Fred, «mitsamt deinem blöden Gelächter. Mein Onkel sagt, es fehlen Schrauben in den Trägern.»

Jetzt lachten wir alle.

«Es muß sonst noch wem eine Schraube locker sitzen», spottete Heiner.

Später wurde es zu einer Art Besessenheit. Die ganze Klasse war angesteckt. Mit einem leeren Gefühl in der Magengrube gingen wir über die Kirchenfeldbrücke. Sie zitterte, sie bebte, an jedem Tag ein klein wenig mehr. Wir hielten uns am Geländer fest, wenn die Trambahn vorüberrollte, wir schlossen die Augen, von kalten Schauern überrieselt und emporgehoben von dem Bewußtsein herrlicher Furchtlosigkeit. Es war ein Aben-

teuer, hinüber zu gehen. Hinüber zu gehen und in die ahnungslosen Gesichter zu blicken, dieweil wir um die Gefahr wußten. An den Abenden schllichen wir unten um die Pfeiler, starnten ins Gerüst empor, bis uns schwindelte. Einen ganzen Sommer lang steigerten wir uns in Spannung, Erwartung und Lust hinein – seitanzend auf der schmalen Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit.

Über die Mittagszeit lagen wir im Aarebad und diskutierten über die nahe Katastrophe. Bruno wollte die Brücke absperren, nicht mehr benützen lassen, damit sie erhalten bliebe. Lotte fand, man sollte das Tragwerk restaurieren. Aber Fred behauptete mit großartiger Miene, daß die Kirchenfeldbrücke dem Untergang bestimmt sei. Jedes Eingreifen in den Willen des Schicksals würde sich